Blick in eine helle Ferne

Autor(en): **Schibli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **22 (1918)**

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572366

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Gewiß, dich reuen die Erdbeeren, Kirschen und alles, was da Schönes ist."

„Sicher nicht!" sagte Vreneli.

„Aber der Spiegel, deine schönen Haare ..."

„Im Himmel bekomme ich ja noch schönere," warf es hin; „aber ..."

„Aber ..."

„Es ist wirklich nur das Sterben, vor dem ich mich so fürchte."

Da begann das Glöcklein des heiligen Ursus zu läuten, und St. Vincenz gedachte der Listen seines eifersüchtigen Bruders und beschloß, ein Ende zu machen.

„Aber, wenn du so lebendig, wie du bist, ohne zu sterben, hinauf könntest, wolltest du?"

Vreneli klatschte in die Hände. Da hob es St. Vincenz empor, und beide schwebten auf den Klängen der Glocke in den Himmel hinein.

Kaum aber hatte Vreneli die Füße über die goldene Schwelle gesetzt, so wurde ihm alles klar, und es erkannte die Eifersucht der Heiligen, die ihm soviel Gutes zugefügt und es, ohne daß es den bittern Tod überstehen mußte, in den Himmel geführt hatte. Und da es aller Erdenangst frei war, ergötzte es sich an ihrem Tun und neckte die beiden Väter, die immer noch nicht von ihm lassen wollten, sondern sich eifersüchtig in seine Gegenwart teilten. St. Vincenz setzte seine Unterweisung in den göttlichen Dingen fort, und wenn es mit engelklarer Stimme das Lob Gottes sang, dann half er getreulich mit rechter Freude und gutem Willen. St. Ursus aber tat ihm alles zulieb, dessen es nur bedurfte, insbesondere mußte er ihm frühmorgens die Haare bürsten und kämmen. Dazu trug es selbst einen silbernen Stuhl auf die grüne, von blauen Schwertlilien besäte Wiese und konnte sich nicht enthalten, den guten Vater zu necken und zuweilen zu rufen, als ob er es gezerrt hätte. Dann schmollte es anmutig mit ihm, und wenn sich der Heilige genugsam entschuldigt und sein Leidwesen bezeugt hatte, gab es sich wieder zufrieden.

Das seltsame Verhältnis aber wurde im Himmel ruchbar, und als sogar die himmlische Mutter davon vernahm, lächelte sie gütig, begab sich alsogleich dahin, als Vreneli gekämmt wurde, und sagte: „Weißt du auch, lieber Ursus, warum du das tun mußt?"

Da errötete der Heilige im weißen Barte, schaute zu Boden und schwieg.

„Weil du damals das Glöcklein des heiligen Vincenz am Läuten gehindert hast. Eilig geh hinab und läute es zu Ehren deines Bruders, so wird die Krankheit von dir lassen!"

Das tat der Fromme, und mit jedem Schlage schwand die Eifersucht in seinem Herzen mehr und mehr, und die beiden Heiligen lebten fortan, zwar Vreneli in unwandelbarer Sorgfalt zugetan, in ehrlichem Frieden und frommem Wohlwollen miteinander.

Blick in eine helle Ferne

Glanzloser Wolkentag. In langen Trauerzügen
Und ohne einen Tropfen Lüfteblau zur Reise
Durchwandern sie mein Augenland. Mit schwarzen Flügen
Krächzender Raben eine trübe Seelenspeise.

Doch sieh! Fern hinter eines Berges Liniengleiten
Taucht eine Himmelsinsel aus dem grauen Heere.
Aufjuble, Herz, dem Licht den Einzug zu bereiten!
Wie bricht es seligbell ins Reich der dumpfen Schwere!

Laß meinen schwanken Mut sich nicht zur Erde biegen,
O Lebenskönigin, du goldnes Licht! Vertrauen
Sei meines Herzens Wahlspruch. Meine Hoffnung: Siegen!
Mein Manneswort und -wille aber heiße: Bauen!

Emil Schibli, Bern.